

Dieter Müller, medico-Repräsentant in Mittelamerika.

Vortrag und Diskussion

Nicaragua

ZWISCHEN EMANZIPATION UND AUTORITARISMUS

Die Befreiungserfahrung als Ressource für fortgesetzte Veränderung.

Am kommenden 19. Juli jährt sich der Sieg der Sandinistischen Revolution in Nicaragua zum 30. Mal.

Eine Revolution, die der „Gewalt“ der über 40 Jahre währenden Diktatur der Somoza-Dynastie ein Ende bereitete, durch den politisch-militärischen Kampf der FSLN, der Sandinistischen Front der Nationalen Befreiung, und dem breit getragenen Volksaufstand in der Endphase.

Eine Revolution, die mit ihrem Sieg, 1979, eine enorme Begeisterung in Nicaragua und im Ausland auslöste, eine Aufbruchstimmung, die vielfältige Potentiale freisetzte.

Tiefgreifende, radikale gesellschaftliche Veränderungen wurden eingeleitet und unter großer Anteilnahme umgesetzt: im Gesundheit- und Erziehungswesen, der nationale „Kreuzzug“ der Alphabetisierung, eine umfassende Landreform und vieles mehr.

Für die Poetin und damalige Vize-Kultusministerin Daisy Zamora war der „revolutionäre Triumph ein kultureller Triumph. Nicaragua braucht ein neues Konzept und eine neue Praxis der Kultur. Eine Konzeption, die auf die Interessen, die Ideale und Hoffnungen der Menschen antwortet, die andererseits selbst Autor, Verbraucher und Protagonist dieses Konzepts sind.“ Gerade der basisdemokratische Anspruch, der Impuls auf Selbstverwaltung in allen Bereichen der Gesellschaft machte die nicaraguanische Revolution so anziehend.

Wir waren Teil dieser Begeisterung, der Solidarität.

„**Gesundheit ist Revolution**“ war eine der Kernaussagen. Weil Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit meint, sondern vielmehr das umfassende physische, psychische und soziale Wohlbefinden, mithin also die Grundlagen für ein würdiges Leben und für jegliche Befreiung und Emanzipation.

Die Krankenversicherung, die eh nur einen geringen Teil der Bevölkerung abdeckte, wurde abgeschafft und durch ein „Einheitliches Nationales Gesundheitssystem“ ersetzt, das allen das „Recht auf Gesundheit“ gewährte. Damit wurde die Erklärung der Weltgesundheitsorganisation von Alma Ata (1978) und das Konzept der Primären Gesundheitsversorgung umgesetzt und Nicaragua von der WHO zum Modellland erklärt.

Ziele, für die medico noch heute streitet.

Dank der enormen finanziellen Solidarität in der Bundesrepublik konnte medico einen wichtigen Beitrag leisten, unter anderem, den Aufbau der kompletten Gesundheitsinfrastruktur in der Grenzregion Rio San Juan, „die Nackten Füße Nicaraguas“, wie sie der Schriftsteller und ehemalige Vizepräsident Sergio Ramirez, wegen seiner Armut und Lage, nannte.

Unser Partner in den 80er Jahren war das Gesundheitsministerium, die solidarische Unterstützung galt dem Volk von Nicaragua, vermittelt durch die sandinistische Regierung.

Sehr schnell wurde Nicaragua aber eine neue Front aufgezwungen, die Verteidigung gegen die militärische Aggression der Reagan-Administration, inszeniert über die sogenannte Contra, die Konterrevolution. Erneut wird „Gewalt“ zu einem prägenden Faktor für die nicaraguanische Gesellschaft, die militärische Gewalt und die Gewalt der wirtschaftlichen Boykottmaßnahmen. Über 30.000 Menschen starben im Krieg gegen die Contra, die schwache Volkswirtschaft wurde stranguliert.

Kriegsmüdigkeit und Mangelwirtschaft werden am häufigsten als Ursachen dafür benannt, dass die sandinistische Befreiungsfront die Wahlen 1990 verlor.

Weniger prominent wird davon gesprochen, dass bereits in den 80er Jahren die Idee von Basisdemokratie immer mehr hinter einer pseudolinken Phraseologie verschwand, und aus Ansätzen der Selbstverwaltung immer mehr Planung von oben wurde.

Es folgten 17 Jahre neoliberaler Regierungen - 1990 – 2006 - auf die ich hier nicht näher eingehen will.

Der Sieg der FSLN bei den letzten Präsidentschaftswahlen, Ende 2006, hat bei manch Einer und manch Einem die Hoffnung geweckt, nun werde Nicaragua wieder an die Revolution der 80er Jahre anknüpfen. Die zweijährige Praxis der Ortega-Regierung hat diese Hoffnungen nicht bestätigt, wenngleich umgehend wieder der kostenfreie Zugang zu Gesundheit und Erziehung eingeführt wurde, sowie verschiedene Sozialprogramme und eine erneute Alphabetisierungskampagne.

Eine neue Begeisterung will dennoch nicht wirklich aufkommen und die Revolutionsrhetorik kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Nicaragua autoritär regiert wird.

Wie lässt sich der autoritäre Führungsstil erklären, was ist aus Daniel Ortega, der FSLN, dem Sandinismus, der emanzipatorischen Erfahrung geworden?

Die meisten Analysen beginnen mit der Wahlniederlage der FSLN bei den Präsidentschaftswahlen von 1990, mit der anschließenden „Piñata“, der Aneignung von Staatsbesitz durch die sandinistische Partei und viele ihrer Funktionäre, dem „ethischen Harakiri“, wie María López Vigil, Schriftstellerin und Chefredakteurin von Envío, der renommierten Monatszeitschrift der Jesuitenuniversität UCA, sie nennt.

Ausgeblendet bleibt, unter anderem, die Tatsache, dass die FSLN jahrelang im Untergrund agieren musste, das sie, wie andere Bewegungen der Nationalen Befreiung auch, notwendigerweise politisch-militärische Kaderorganisation war, keine basisdemokratische Vereinigung, somit im Kern, in der Substanz auch autoritär.

Der von außen aufgezwungene Contra-Krieg hat dieser Logik rasch wieder Nahrung gegeben und sie auch bei vielen verankert hat, die nicht unmittelbar am Befreiungskampf beteiligt waren.

Nicht zu vergessen auch, dass die nicaraguanische Gesellschaft über Jahrhunderte extrem autoritär geprägt war: Patriarchat, Feudalsystem, die konservativen und liberalen Caudillos, externe Interventionen und Kirche haben eine autoritäre

Gesellschaft zementiert, unter Berufung auf göttliche Vorsehung, und später, angesichts des wachsenden Einflusses der USA in Form eines „resignierenden Pragmatismus“, der nichts anderes sei als die säkularisierte Form der Vorsehung, wie der nicaraguanische Soziologe Pérez Baltodano erkannte.

Politik und Wirtschaft, aber auch Familie und Erziehung, haben dies perpetuiert, bis heute.

Das revolutionäre Intermezzo hat gewiss viel bewegt. Eine gesamte Gesellschaft in „neue Menschen“ zu transformieren war Teil des utopischen Gedankens, der der nicaraguanischen Revolution so viel Zuspruch verschaffte.

10 Jahre jedoch eine viel zu kurze Zeit, um eine derartige Veränderung breit zu verankern.

Es gibt sie jedoch, die vielen Tausende, für die der Widerstand gegen die Somoza-Diktatur, der Sieg der Revolution und die anschließenden Prozesse zugunsten der Armen und Ausgeschlossenen prägend waren, sie dauerhaft verändert haben. Menschen, die die Aussage Ortegas nach den verlorenen Wahlen, „man werde ab jetzt von unten regieren“, ernst nahmen.

Unter ihnen auch jene, denen nach 1990 unsere Solidarität galt, in ihren Bemühungen um Beibehaltung emanzipatorischer Prozesse, nunmehr ohne die große revolutionäre „Klammer“, sondern vielmehr vor dem Hintergrund des entfesselten Neoliberalismus.

Vertreterinnen der Frauenbewegung gehörten zu den Ersten, die bereits gegen Ende der 80er Jahre erkannten dass sich ihre „Selbstbefreiung“ ohne eine „Befreiung“ von Regierung und Partei nicht ereignen werde. Nach 1990 waren einige von ihnen unsere Partnerinnen, in ihrem Kampf für autonome Räume, etwa Frauen- und Geburtshäuser, auch in entlegenen Regionen. Es ging ihnen um konkrete, praktische Angebote für Frauen, angesichts des massiven Abbaus und der Privatisierung der zuvor freien öffentlichen Gesundheitsversorgung, ebenso wie um das Erstreiten des umfassenden Rechts auf Gesundheit im politischen.

Die durchaus in sich differenzierte Frauenbewegung spielt bis heute eine zentrale Rolle in den Bemühungen um Emanzipation, gleichermaßen gegenüber den

neoliberalen Regierungen, wie aktuell gegenüber der Regierung Ortigas. Auf diese Stärke und ihren Widerstand, zuletzt vor allem gegen das von der FSLN mitgetragene Verbot einer therapeutischen Schwangerschaftsunterbrechung, reagierten die sandinistische Partei und Regierung mit extremer Härte.

Wir solidarisierten uns auch mit jenen, die vom sandinistischen Gesundheitsministerium kommend, die Ideale der Basisgesundheitsversorgung - nunmehr als Nichtregierungsorganisation - weiter verfolgen wollten.

Es gab einen wahrhaften Boom an NGO-Neugründungen, in allen erdenklichen Bereichen. Ihre Finanzierung war gesichert, weil die konkrete, solidarische Zusammenarbeit mit den Menschen weiter gehen sollte, nun aber nicht mehr über den Staat oder kommunale Verwaltungen.

Der Hurrikan Mitch in 1998 bildete eine neue Zäsur. Medico unternahm gemeinsam mit den Betroffenen des Erdbebens am Vulkan Casita den Versuch einen ganzheitlichen Gesundheitsansatz zu realisieren. In El Tanque entstand, mit Unterstützung von medico, ein Dorf komplett neu. Dass dieser Versuch gelang, gründet sich vor allem auf der Tatsache, dass die Initiative von den Menschen selber ausging. Statt fatalistisch auf milde Gaben zu warten, besetzten sie eine Finca und suchten aktiv um Unterstützung. Medico sagte diese spontan zu. In El Tanque gibt es nicht nur eine Gesundheitsstation, die Bewohnerinnen haben sich eine Lebensgrundlage geschaffen: Häuser und Land – mit Besitzurkunde -, Schulen und kommunale Einrichtungen, Alphabetisierung und Erwachsenenbildung waren ebenso Bestandteil des Projekts, wie die psychosoziale Arbeit oder die Auseinandersetzung mit innerfamiliärer Gewalt.

Der Erfolg von El Tanque beruhte nicht zuletzt darauf, dass viele von ihnen gestandene Bauernführerinnen und -führer sind, die im Widerstand gegen Somoza groß geworden sind, und ihre Parzellen im Rahmen der sandinistischen Agrarreform erhalten hatten.

Die ehemalige Gesundheitsministerin und medico-Partnerin, Dora Maria Tellez, sagte vor einigen Jahren in einem Interview „Ich glaube nicht, dass die Revolution

verloren ging. Sie war erfolgreich. Je mehr Zeit vergeht, desto überzeugter bin ich davon. In den Köpfen der Nicaraguaner wurde verankert, dass sie Rechte haben: Menschenrechte, politische und soziale Rechte.“

Dem stimme ich zu, das zeichnet Nicaragua auch weiterhin aus, macht einen deutlichen Unterschied, und daran knüpfen wir in unserer Solidarität mit den Menschen dort an. An der Seite jener, für die Revolution Befreiung und Emanzipation war. Die ihnen eine Identität und eine Zugehörigkeit gegeben, ihnen Werte vermittelt hat, die sie unter anderen Bedingungen sicherlich nicht gehabt hätten. Die auf ihre Weise dazu beigetragen haben Nicaragua zu verändern und den Menschen andere, bessere Optionen zu ermöglichen. Sie alle sind aber auch „Überlebende“, die damit leben müssen, dass viele ihrer Mitstreiterinnen, ihrer Wegbegleiterinnen den Tod gefunden haben, bei der Verteidigung dieses politischen Projektes. Eines Projektes, das sie geleitet hat, und das in der übergeordneten Dimension ebenfalls „gestorben“ ist, wengleich es im „Kleinen“ vielerorts weiter existiert.

Wir haben in der Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort gelernt, dass emanzipatorische Prozesse nicht wirklich umgesetzt werden können, wenn wir nicht anerkennen, dass Veränderung breiter angelegt werden müssen. Wenn wir nicht wirklich auf die Menschen eingehen und auf die Gegebenheiten, die sie prägen. Die Grundbedürfnis-Theorie des chilenischen Ökonomen Max Neef war uns dabei eine wichtige Hilfe. Zu den Grundbedürfnissen, deren Erfüllung erst eine nachhaltige Entwicklung ermöglicht, zählt Neef neben der durch Nahrungsmittel und Wohnraum gesicherten Subsistenz, den Zugang zu Gesundheit aber auch Sicherheit, Affekt, Kreativität, Teilhabe am und Identifikation mit dem Gemeinwesen.

Unser neuer Projektpartner, das Centro Valdivieso, hat ausgehend von seinen Erfahrungen in der Arbeit mit Gemeinden, die vom Hurrikan Mitch betroffen waren, die These geprägt, Nicaragua sei ein „País Multiduelos“, ein Land vielschichtiger Traumata, in dem die Mehrheit der Bevölkerung mit noch nicht akzeptierten, assimilierten und somit nicht überwundenen Traumata behaftet ist.

Vergleichbare Erfahrungen haben unsere Projektpartnerin, die Frauenorganisation Maria Elena Cuadra (MEC), und wir auch gemacht, sowohl in El Tanque, als auch in dem aktuellen Projekt La Palmerita, mit „Opfern“ der Kaffeekrise vor 8 Jahren.

Schnell wurde deutlich, dass das unmittelbare Trauma, der Verlust von Angehörigen im Falle von El Tanque; der Verlust der ökonomischen Lebensgrundlage, im Falle der ehemaligen Kaffeepflücker, von weiteren Traumata überlagert ist, die manchmal weit stärker schmerzen ... der Ehemann, der sich nachts zur Tochter legt und sie belästigt, die eigene Vergewaltigung durch den Vater oder einen anderen Verwandten ... der im Krieg gegen die Contra gefallene Sohn, Bruder, Ehemann ... die Compañeros, die man sterben sah, ohne ihnen helfen zu können. Auswirkungen, wie Vertrauensverlust, fehlende Solidarität untereinander, Aggressivität, Apathie, Abschottung, waren und sind Faktoren, die im aktuellen Projekt in La Palmerita ebenso eine zentrale Rolle spielen, wie andererseits großes Engagement, Kreativität, faszinierende Überlebenskünste und vieles mehr.

An dieser Stelle möchte ich versuchen Ihnen dieses Spannungsverhältnis ein wenig näher zu bringen, anhand konkreter Personen. Es geht mir dabei in keinsten Weise darum diese zu kritisieren oder bloß zu stellen, sondern darum aufzuzeigen, wie sich das bisher gesagte in meiner konkreten Arbeit darstellt.

Die meisten der Familienoberhäupter in La Palmerita sind zwischen 40 und 50 Jahre alt. Sie haben die Revolution als Kinder erlebt, als Jugendliche oder junge Erwachsene. Wenige Jahre später zogen sie in den Krieg gegen die Contra. Sie mussten nicht weit von zuhause weg, denn dort wo sie lebten begann das Kriegsgebiet.

Ihre Eltern waren meist selber Saisonarbeiter, wenn sie eine kleine Parzelle Land hatten, so reicht diese nicht, um jeden der Söhne einen Anteil zu vererben.

Da ist beispielsweise Oscar, einer der Anführer des Hungermarsches, der sie letztendlich nach La Palmerita führte. Als jüngster Sohn wuchs er unter Frauen auf, denn sein Vater und die älteren Brüder waren die meiste Zeit abwesend, auf der Suche nach Arbeit und Einkommen. Kam der Vater mal nach Hause, so erzählt Oscar, musste er sich in den Lagerraum verziehen, er sollte nicht mitbekommen, was die Erwachsenen reden und machen. In den 80er Jahren leistet er seinen Militärdienst in der sandinistischen Volksarmee und avancierte dort zum militärischen Geheimdienst. In dem Kriegsgebiet erfüllte er nachrichtendienstliche Aufgaben, Aktivitäten der Propaganda und der Zersetzung des Feindes. Seine Kinder und

deren Mutter leben nicht mit ihm in La Palmerita. Er hatte in der Neusiedlung immer eine Leitungsfunktion und bis vor kurzem war er Vorsitzender des Dorfkomitees, dessen Stärkung Teil der Projektaktivitäten war. Ohne Zweifel, Oscar hat sich sehr für die Leute eingesetzt, vor allem aber für seinen Klan. Seine Erfahrungen in Propaganda und Agitation waren ihm dabei sehr hilfreich. Offene Kritik und offene Auseinandersetzungen hingegen ist er meist aus dem Weg gegangen. Je größer das Vertrauen der Menschen von La Palmerita gegenüber dem Projektteam wurde, desto mehr sah er seine Vormachtstellung gefährdet. Als vor einem Jahr die 2-wöchentlichen Koordinationssitzungen von dem Büro der MEC in León nach La Palmerita verlegt wurden, kippte das Verhältnis endgültig. Nun konnte Jede und Jeder teilnehmen, und das Leitungsgremium des Komitees konnte nicht mehr entscheiden was den Mitbewohner im Dorf berichtet wurde und wie. Als er dann noch eine sehr unglückliche Aktion startete, die zudem nichts im geringsten das Ergebnis erbrachte, mit dem er die Unterstützung Vieler dafür gewonnen hatte, verlor er das Vertrauen der Mehrheit im Dorf. Ende letzten Jahres hat er seine Sachen gepackt und ist wieder in den Norden gezogen.

Da ist Maria, Koordinatorin für Erwachsenenbildung. Ihr Vater war Offizier und überzeugter Somozist. Das Aufbegehren gegen die Diktatur half ihr sich von ihrem Elternhaus, dem autoritären Vater zu lösen, ein schwieriger Prozess. Sie schloß sich der Frente an, studierte und wurde Lehrerin. Gelernt hat sie den für Nicaragua typischen, autoritären Frontalunterricht, den Kindern muss vermeintliches Wissen eingetrichtert werden. Trotz all ihrer Emanzipation als Frau und ihren Erfahrungen in den vielen Jahren des Engagements in einer Frauenorganisation fällt sie auch heute noch oft in diese Lehrerrolle zurück. Andererseits zeichnet sie und ihre Kolleginnen aber aus, dass sie wirklich mit den Leuten arbeiten, vor Ort sind, ihnen zuhören, sich auf sie einlassen, was man beim besten Willen nicht von allen Organisationen in Nicaragua behaupten kann, schon gar nicht von staatlichen und kommunalen Einrichtungen. Ihre Söhne sind beide Berufssoldaten geworden.

Da ist Julia, die Projektkoordinatorin. Sie schloss sich als junge Frau der Frente im Untergrund an, war Kämpferin. In den 80er Jahre wurde sie von der Partei mit unterschiedlichen Aufgaben betraut, zuletzt mit der Organisation der Minenarbeiterinnen in der Provinz León, ausgehend von dem Frauensekretariat der

CST, der sandinistischen Gewerkschaftszentrale. In den frühen 90er Jahren löste sie sich mit anderen Frauen von der CST und gründete mit diesen die Frauenorganisation Maria Elena Cuadra, die heute unter anderem mit den Arbeiterinnen der „Maquila-Betriebe“ in den Freihandelszonen arbeitet. Als 1998, im Nachzug des Hurrikans Mitch, fünf Dörfer am Hang des Vulkan Casitas von einer Schlammlawine niedergewalzt wurden und fast 3.000 Menschen starben, war sie unter den Ersten, die vor Ort waren und spontan Hilfe leisteten, ohne irgendein Projekt, ohne irgendeine Finanzierung, ohne eine Anweisung der Partei. Es waren „ihre Leute“ und für sie bestand nicht der geringste Zweifel, dass ihr Platz angesichts dieser enormen Tragödie an ihrer Seite sei, wie früher. Julia ist bis heute „Militante“ der FSLN und hin und wieder treibt einem ihre „alte“ Kaderlogik zur Verzweiflung, mit der sie Probleme im Projekt angeht, konspirativ, die vermeintlich „Positiven“ belohnend und die vermeintlich „Negativen“ abkanzeln. Die Ereignisse in León im vergangenen Jahr, nach den Kommunalwahlen, vor allem die interne Parteiorder gegen eine Demo der Opposition gewaltsam vorzugehen haben sie in ihren Grundfesten erschüttert.

Mit diesen Sachverhalten, dem Pendeln zwischen emanzipatorischen Elementen und dem Verhaften in historisch und kulturell geprägten autoritären Verhaltensmustern, sind wir in Nicaragua ständig konfrontiert, auf allen Ebenen.

Die wichtigsten Traumata, die das Centro Valdivieso identifiziert hat sind:

- sexueller Missbrauch
- die Wunden, die der Krieg bei den verschiedenen Bevölkerungssektoren hinterlassen hat
- die zerstörten Träume aufgrund der „verlorenen“ Revolution
- durch Migration ausgelöste Traumata
- Das Verlassenwerden von dem Vater
- Naturkatastrophen (Erdbeben, Hurrikane, Überschwemmungen)
- Probleme, die durch die strukturelle Armut bedingt sind

Ausgehend von einem systemischen und generationsübergreifenden Ansatz analysiert das Centro Valdivieso, dass diese individuellen und kollektiven Traumata

eine schwere Last sind, für die notwendigen Veränderungen im Land und für jene Organisationen, die sich zum Ziel setzen diese Veränderungen voranzutreiben.

Davon ausgehend hat das Centro Valdivieso einen spannenden Ansatz initiiert, den sie „Psychosoziale Prozesse für die soziale Transformation“ nennen und im Rahmen dessen sie mit lokalen Akteuren arbeiten, aus Netzwerken, sozialen Organisationen und Nichtregierungsorganisationen.

Erfolgversprechende Strategien der sozialen Intervention sollen entwickelt werden und dafür, so das Centro Valdivieso, muss die subjektive Dimension derer mit denen man arbeitet erkannt und anerkannt werden, müssen die Organisationen selber aber auch über Räume und Methoden für die Analyse, die kritische Reflexion und vor allem die Förderung der sozialen Transformation verfügen.

„Es geht darum das Positive des revolutionären Projektes wieder aufzugreifen, Kräfte zu sammeln und unsere Lebenswelten neu zu erfinden. Nicaragua verdient es.“ so das Fazit der mexikanischen Psychologin Eugenia Monroy.

Davon ist in der aktuellen Politik Nicaraguas wenig zu spüren und Präsident Ortega gewiss nicht der Garant dafür. Die Sandinisten, die heute an der Macht sind verschanzen sich hinter Revolutionsbarock, Assistenzialismus und Klientelismus, in einer autoritären Wagenburg, derer nur teilhaben darf, wer uneingeschränkte Loyalität verspricht, egal welcher ideologischen Couleur, wer sich unterwirft. Mit Emanzipation hat dies nichts mehr zu tun.

Jenen, die sich dem widersetzen und die weiterhin für strukturelle, politische Veränderungen kämpfen – und sei es nur im Kleinen – gilt weiterhin unsere und - so hoffen wir - auch ihre Solidarität.

D A N K E